

Bernhard Köppen

Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern in Rheinland-Pfalz

URN: urn:nbn:de:0156-3953098



CC-Lizenz: BY-ND 3.0 Deutschland

S. 111 bis 130

Aus:

Birte Nienaber, Ursula Roos (Hrsg.)

Internationalisierung der Gesellschaft und die Auswirkungen auf die Raumentwicklung

Beispiele aus Hessen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland

Arbeitsberichte der ARL 13

Hannover 2015

Bernhard Köppen

Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern in Rheinland-Pfalz

Gliederung

- 1 Einleitung
- 2 Das Identitätskonzept
- 3 Vorgehensweise
- 4 Ausgewählte Ergebnisse
- 5 Fazit

Literatur

Kurzfassung

Aussiedler und Spätaussiedler aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion stellen eine der bedeutendsten Zuwanderergruppen in die Bundesrepublik Deutschland dar. Als Deutsche gemäß Art. 116 GG wurde ihnen ex ante ein hohes Integrationspotenzial unterstellt. Nachdem die auffälligen Zuwanderungswellen insbesondere der frühen und mittleren 1990er Jahre abgeebbt sind, sind insbesondere Fragen der Selbstzuordnung und sozialer Integration interessant. Des-Integration oder Isolation können letztlich auch relevante Konsequenzen für die Belange räumlicher Planung haben. Eine standardisierte Befragung zu ethnischer Selbstidentifikation, kulturellen Gewohnheiten sowie Sprachkenntnissen und Sprachverhalten von Spätaussiedlern in Rheinland-Pfalz wurde durch qualitative Intensivinterviews flankiert und zeigt, dass sich eine hybride, „russlanddeutsche“, Identität etabliert hat. Unklar bleibt, ob diese hybride Identität auch zukünftig ein stabiles Muster der Selbstidentifikation darstellen wird oder sich letztlich auflösen dürfte.

Schlüsselwörter

Spätaussiedler – Aussiedler – Integration – Identität – Selbstzuschreibung

Concepts of identity and self-attribution of repatriates from former USSR in Rhineland-Palatinate

Abstract

Repatriates (so called Aussiedler and Spätaussiedler) from former USSR are one of the most important migrant-communities in Germany. As they are ethnic Germans, they had been considered to integrate rather fast into German society. Since the highest influx of these migrants took place in the mid- and early 1990ies, it seems interesting to prove their current respective, individual state of social integration and self-attribution. Societal isolation or non-integration may have an impact on core issues of spatial planning. A questionnaire campaign and individual interviews have been carried out on this behalf. It occurs that these migrants have developed some kind of "hybrid" identity. Yet, it remains

unclear whether this hybrid identity will prove a persistent pattern of self-attribution or is just a step on the way to complete assimilation.

Keywords

Repatriates – Spätaussiedler – Aussiedler – integration – identity – self-attribution

1 Einleitung

Zuwanderer¹ aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion zählen zu den bedeutendsten Zuwanderergruppen in der Bundesrepublik Deutschland; ihr Anteil beträgt heute beinahe 15 Prozent der knapp 16 Millionen in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund (eigene Berechnung, Statistisches Bundesamt).

Im Gegensatz zu den meisten Migranten verfügten die in einem gewissen Umfang auch schon vor dem Ende der Blockkonfrontation zugezogenen Aussiedler bzw. Spätaussiedler² über einen grundlegenden Vorteil: Auf Basis des reformierten Bundesvertriebenengesetzes sind Aussiedler/Spätaussiedler Deutsche gem. Art. 116 GG. Zudem erhalten nichtdeutsche Ehegatten oder Abkömmlingen von Spätaussiedlern, die in den Aufnahmebescheid einbezogen sind, in der Regel die deutsche Staatsbürgerschaft.

Darüber hinaus wurden den Spätaussiedlern gezielte (kostenlose) Integrations- und Eingliederungshilfen zuteil und dies, obwohl ihnen aufgrund der ethnischen (Selbst-)Zuordnung als „deutsch“ und den seit 1997 strenger zu prüfenden Deutschkenntnissen bereits von vorneherein ein tendenziell hohes Integrationspotenzial zugeschrieben wurde. Die Gewährung sehr umfassender, institutioneller, aussiedlerspezifischer Unterstützung erscheint insofern paradox, als es sich hier nach offiziellem Verständnis ja bereits um Deutsche handelt. Den in der Bundesrepublik Deutschland lebenden „De-jure-Ausländern“, mit anfangs meist nur befristeten Aufenthaltstiteln, hingegen wurden über die Jahrzehnte ausgesprochen volatiler deutscher Zuwanderungspolitik (oder was als solche bezeichnet wurde) keine auch nur annähernd vergleichbare Integrationshilfen gewährt, da deren Aufenthalt – ungeachtet der tatsächlichen Verhältnisse – stets als temporär angesehen wurde und gemäß dieser Logik gesonderte Maßnahmen zur Integration oder gar Assimilation unnötig und letztendlich ineffizient erscheinen mussten.

Seit 1950 sind etwa 4,5 Millionen (Spät-)Aussiedler einschließlich Familienangehörigen in die Bundesrepublik Deutschland zugewandert, davon über 2,5 Millionen in den 1990er Jahren. Somit stellen Spätaussiedler und Aussiedler seit der Jahrtausendwende die zweitgrößte Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund (Ingenhoven 2003), und Russisch ist zu einer der am meisten gesprochenen Fremdsprachen geworden (siehe auch Schneider 2005).

¹ Hinweis betreffend Verwendung der männlichen Form: Die in diesem Text zugunsten der leichteren Lesbarkeit verwendeten „männlichen“ Formen schließen die weiblichen Formen mit ein.

² Migranten, die als deutsche Staatsangehörige in den ehemals deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie geboren wurden und zunächst nach 1945 dort verblieben sind sowie deren Abkömmlinge, die nach Deutschland übersiedelt sind, oder die als deutsche Volkszugehörige (Nachfahren deutscher Auswanderer, die sich vor dem 20. Jahrhundert in Osteuropa niederließen) im Rahmen eines Aufnahmeverfahrens in das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland oder der DDR übersiedelt sind sowie die Angehörigen, die sie bei der Aussiedlung begleitet haben, wurden bis 1992 nach dem Bundesvertriebenengesetz als Aussiedler bezeichnet. Seit dem 01.01.1993 werden diese Menschen im amtlichen Sprachgebrauch Spätaussiedler genannt. Im vorliegenden Text wird der Begriff „Aussiedler“ auch für Spätaussiedler verwendet, zumal die Aussiedler/Spätaussiedler eine solche – amtssprachliche – Unterscheidung nicht verinnerlicht haben und sich selbst in der Regel als „Aussiedler“ (Переселенец) bezeichnen.

Inzwischen ist der Zustrom abgeebbt, das Potenzial ethnisch deutscher Migranten in den Herkunftsgebieten hat sich weitgehend erschöpft, 2009 etwa registrierte das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) nur mehr 3.360 Personen.

Wie einleitend erwähnt, galten die formalen wie kulturellen Voraussetzungen der Aussiedler für Integration und Assimilation in Deutschland als günstig. Die aus heutiger Sicht teilweise zu optimistischen Annahmen zur schnellen Integration haben sich trotz erheblicher staatlicher Hilfestellungen nicht immer bestätigt, wenngleich sie vergleichsweise schneller und deutlich besser zu gelingen scheint als bei anderen, oftmals sogar länger ansässigen Migranten. Die Situation der Aussiedler bietet demnach ein ambivalentes Bild mit gleichermaßen Beispielen für erstaunlich gute und schnelle Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft (Woellert/Kröhnert/Sippel et al. 2009) als auch kritischeren Befunden (z. B. Göler/Lautenbacher 2010).

Für die räumliche Planung wie auch Sozialplanung ist hierbei relevant, dass Aussiedler und Spätaussiedler als „Deutsche“ eingeordnet werden. Aus dieser Tatsache allein lässt sich nicht ableiten, ob etwa eine verringerte (wenn überhaupt!) Aufmerksamkeit bezüglich möglicher migrations- und integrationsbedingter Probleme vonnöten ist. Auf jeden Fall aber stellen sie eine der quantitativ signifikantesten Gruppen von Bürgern mit „Migrationshintergrund“ (und dabei auch oft primärer Migrationserfahrung) dar.

Insbesondere Fragen zu Persistenz und Wandel der Selbstzuschreibung/Identität und des Verlaufs gesellschaftlicher Integration sind in Hinblick auf Spätaussiedler noch gewichtig, denn für viele dieser Zuwanderer – im allgemeinen Sprachgebrauch bisweilen „Russlanddeutsche“³ genannt – ergeben sich trotz deutscher Staatsbürgerschaft ganz ähnliche Schwierigkeiten wie für andere Zuwanderer.

Vor diesem Hintergrund wurde zunächst der Versuch unternommen, mit einer standardisierten, schriftlichen Befragung von 188 Spätaussiedlern in Rheinland-Pfalz Erkenntnisse zu Integration und (ethnischer) Selbstidentifikation anhand kultureller Gewohnheiten sowie anhand der Sprachkenntnisse und des Sprachverhaltens abzuleiten (Köppen/Müller 2012). Ausgewählten, zentralen Erkenntnissen dieser Studie, auf welcher der vorgelegte Beitrag basiert, wiederum wurden qualitative Interviews mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern sowie Experten gegenübergestellt und kritisch diskutiert.

Hierbei gilt es ein methodisches Problem zu berücksichtigen: Die quantitative Untersuchung (Köppen/Müller 2012) wurde mit zweisprachigen Fragebögen (Deutsch/Russisch) durch eine russische Forscherin durchgeführt, während die Interviewführung der qualitativen Befragung ein deutscher Befrager (mit markantem lokalem Dialekt) vorgenommen hat.⁴ Somit bleibt insbesondere bei starken Abweichungen der Antworten im Vergleich beider Erhebungen stets auch zu hinterfragen, inwiefern das Antwortverhalten durch die ethnische Zuschreibung des Befragers/der Befragerin etwa im Sinne sozial erwünschten Verhaltens oder besonderen Vertrauens beeinflusst sein könnte.

³ Wenngleich die Aussiedler aus allen Teilen der ehemaligen Sowjetunion stammen können, so sind neben der heutigen Russländischen Föderation (Sibirien) insbesondere die Republik Kasachstan, aber auch Kirgistan häufige Quellgebiete. Trotzdem erfolgt die Selbstidentifikation oftmals über das Schlagwort „Russlanddeutsch“, zumal die Beherrschung der russischen Sprache den Aussiedlern gemein ist, auch wenn diese etwa im engeren Sinne aus Kasachstan stammen.

⁴ Die empirischen Erhebungen wurden im Rahmen von vom Verfasser betreuten Abschlussarbeiten an der Universität Koblenz-Landau durchgeführt. Die hier analysierten qualitativen Interviews waren Bestandteil der von Pascal Werner (2012) vorgelegten Arbeit „Integration von Spätaussiedlern in der Westpfalz“. Der standardisierte Datensatz wurde von Maria Müller für ihre Studie „Russlanddeutsch? Russisch? Deutsch?“ erhoben.

2 Das Identitätskonzept

Die handlungstheoretische Migrationstheorie nach Esser (2001) nennt vier Hauptformen der Sozialintegration: Identifikation, Interaktion, Kulturation und Platzierung. Für die Betrachtung der Spätaussiedler in Rheinland-Pfalz wird auf Basis dieses Konzepts den Feldern Identifikation sowie Kulturation besonderes Gewicht beigemessen.

Als Grundlage für die empirischen Erhebungen wiederum dient die handlungstheoretische Identitätstheorie in Anlehnung an Hill und Schnell (1990), deren Fragestellungen zu kultureller und ethnischer Identität von Arbeitsmigranten dem hier bearbeiteten Thema sehr ähnlich sind.

Die handlungstheoretische Identitätstheorie leitet sich von der allgemeinen Handlungstheorie (auch Wert-Erwartungs-Theorie) ab. Demnach ist das Handeln von Individuen als Ergebnis einer nach Nutzen-Kosten-Überlegungen erfolgten Entscheidung zwischen Handlungsalternativen anzusehen. Zweckrational handelnde Individuen wählen zur Erreichung gesetzter Ziele dabei die jeweils als passend erscheinende Handlungsalternative. Diese intentionalistische Herangehensweise erweist sich auch für die Erklärung und Definition ethnischer Identität als praktikabel.

Es wird angenommen, dass Individuen auf Umweltreize reagieren und in der Folge (in einem immer und immer wieder durchgeführten Lernprozess) wiederholte Sequenzen von Handlungen entweder als erfolgreich oder als eben nicht bzw. weniger erfolgreich erleben (je nachdem, wie die Reaktionen anderer ausfallen). Dies geschieht in der Regel unbewusst. Im Laufe der Zeit wird demnach quasi ein (beschränkter) „Katalog“ von Anreiz-Reaktions-Ketten angelegt (Hill/Schnell 1990: 35), weshalb jedes Individuum über ein breites Repertoire von „fertigen“ Handlungsmustern (auch als Skripts bezeichnet) verfügt, welche sich in „Standardsituationen“ über typische, kaum (oder sogar nicht mehr) reflektierte Aktivitätenabfolgen manifestieren. Diese Skripts entstehen und festigen sich im Laufe des Lebens als Ergebnis von Kosten-Nutzen-Überlegungen in bestimmten – wiederkehrenden – Situationen. Empirische Untersuchungen deuten darauf hin, und dies ist im Kontext dieser Studie relevant, dass Angehörige derselben Kultur in der Regel gleiche bzw. sehr ähnliche Skripts und Vorstellungen (Mietzel 1998: 212) besitzen.

Somit ist davon auszugehen, dass der Wechsel in einen anderen Kulturkreis zu nennenswerten Brüchen führen kann, wenn die typischen Reaktionsketten der Aufnahmegesellschaft und die der Zugewanderten stark unterschiedlich sind. Für Migranten bedeutet dies, dass viele der bisher angeeigneten Skripts nur mehr bedingt oder auch gar nicht mehr zum gewünschten Erfolg führen. Vertraute Handlungsmuster werden im neuen Umfeld nicht mehr belohnt und müssen sukzessive durch neue, noch zu erlernende bzw. auszutestende Skripte getauscht werden, um in der Mehrheitsgesellschaft Anerkennung zu finden.

Neben der Ausführung von bestimmten Handlungsketten neigen Individuen außerdem dazu, eigene und fremde Reaktionsmuster zu kategorisieren. Bei diesen von den Akteuren kategorisierten Reaktionsmustern handelt es sich um Identitäten. Eine wiederholte Beobachtung der eigenen Reaktionsmuster in Differenz zu denen anderer führt zur Ausbildung von Hypothesen über das „Selbst“, die in das „Selbstkonzept“ münden und – flankiert durch eigene ethnische Maßstäbe – zur Herausbildung des „Selbstwertgefühls“ führen (Hill/Schnell 1990: 37 f.).

Die Entwicklung solch reflexiven Bewusstseins erlaubt es wiederum, komplexere Hypothesen über die Reaktionen anderer zu entwickeln und auf eigene Reaktionen und Handlungen zu übertragen. Längere „Handlungsketten“ als Handlungsoptionen werden möglich, zumal systematische Tests der vermuteten Auswirkungen eigener Handlungen stets erfolgen (Hill/Schnell 1990: 38). Erfolgreich getestete, bewährte Skripte werden zu festen Handlungsstrategien im Reaktionsrepertoire und als vollständig kalkulierte „Handlungsvektoren“ verstanden. Wenig komplexen Situationen wird mit quasi „automatisch“ durchgeführten „Alltagshandlungen“ begegnet.

Wechsel oder Beibehalt von bislang erfolgreichen Handlungsstrategien unterliegen dabei einer Aufwand-Nutzen-Überlegung. Wird der Aufwand neuer Handlungskalkulationen zu hoch eingeschätzt, etwa wegen eingeschränktem intellektuellem Vermögen oder Undurchschaubarkeit der konkreten Situation, wird auch die bisher verwendete Handlungsstrategie (zunächst) beibehalten, um überhaupt noch Handlungen durchführen zu können (Hill/Schnell 1990: 39). Auf diese Weise ließen sich beispielsweise die Persistenz traditioneller, aber aus westlicher Sicht überkommener Vorstellungen zur Geschlechterrollenverteilung bei der Elterngeneration von Spätaussiedlern plausibel erklären. Aber auch alltägliche interkulturelle Missverständnisse bzw. „Fauxpas“ durch unterschiedliche verbale wie nonverbale Kommunikationsstile basieren auf diesem (nachvollziehbaren) Verhalten.

Die Reflexion der eigenen Reaktionsmuster erfolgt meist unbewusst. Wenn sich allerdings ein Großteil bisheriger Reaktionsmuster unter neuen Rahmenbedingungen als nicht mehr anwendbar erweist, werden bewusst neue Handlungsvektoren ermittelt und auf Tauglichkeit getestet, wobei diese (zunächst) möglichst wenig den bestehenden Grundsätzen widersprechen sollten. Bestimmte, sehr starke Situationsanmutungen können dabei durchaus den Austausch kompletter Wertesysteme fordern.

„Durch das Erleben von Krisen der Nichtanwendbarkeit bewahrter Reaktionsmuster“ (Hill/Schnell 1990: 40) entwickelt sich Identitätsbewusstsein als kognitive Repräsentation der Abfolge alter Reaktionsmuster. Unter der Annahme, dass die Erinnerung an überkommene Strategien dennoch stets erhalten bleibt, wäre zu vermuten, dass die ältere, in der Sowjetunion sozialisierte Generation der Aussiedler eher schlechte Voraussetzungen für die erfolgreiche Integration haben dürfte. Jugendliche hingegen müssten „leichter“ und besser integriert sein.

Identitäten werden hier als kategorisierte Reaktionsmuster angesehen. Die Kategorisierung kann im Einzelnen auch nach ethnischen Klassifikationskriterien erfolgen, wobei hier die vom Individuum selbst als „ethnisch“ klassifizierten Reaktionsmuster als „ethnische Identitäten“ aufgefasst werden. Es handelt sich um einen mehrdimensional gefassten Begriff. Für die empirische Untersuchung von Integration und ethnischer Identität wurden

- die ethnische Selbstidentifikation,
- kulturelle Gewohnheiten
- sowie Sprachkenntnisse und das Sprachverhalten

ausgewählt (in Anlehnung an Schnell 1990: 50 f.).

Die handlungstheoretische Migrationstheorie bietet im Vergleich zu anderen, ebenfalls interessanten, neueren Ansätzen den Vorteil, dass sie den Aspekt der „Integration“ betont.

Aufgrund der oft engen Beziehungen und des Austausches mit Verwandten und Freunden im Herkunftsland könnte auch das Konzept der Transmigration (Pries 1996, 1998) als theoretisches Fundament geeignet erscheinen. Im Falle der Spätaussiedler jedoch bliebe zu hinterfragen, ob deren konstruierte, spezifisch transnationalen soziale Räume so stark ausgeprägt sind wie es für „klassische“ Transmigranten konstatiert bzw. vorausgesetzt wird. Zudem wird der Transmigration eine gewisse Volatilität zugesprochen: Die Migration ist nicht (unbedingt) endgültig. Bei den Spätaussiedlern gibt es allerdings keine Anzeichen für massive Rückkehr- oder weitergehende Migrationstendenzen (ob junge Spätaussiedler im weiteren Leben aber tendenziell mobiler sind als andere Bevölkerungsgruppen, könnte sicher ein interessantes, zukünftiges Forschungsthema sein).

Ähnliches gilt für den Migrationssystem-Ansatz (z. B. Fawcett 1989; Bös 1997; Massey/Arango/Hugo 1993), welcher insbesondere strukturelle Bedingungen und die Bedeutung sozialer Netzwerke als Bindeglied zu den handelnden Individuen berücksichtigt, und auch für die pfadabhängige Betrachtung, etwa im Sinne der kumulativen Verursachung von Migration (Portes 1995; Haug 2000). Letztlich stehen bei diesen Theorien aber eher Migrationsentscheidung sowie Migrationserfahrung und weniger Fragen der (späteren) Integration im Vordergrund.

3 Vorgehensweise

Die vorliegenden Ausführungen zu Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern in Rheinland-Pfalz basieren auf der schriftlichen Befragung von 188 Aussiedlern und Spätaussiedlern (vgl. auch Köppen/Müller 2012) sowie auf neun qualitativen, leitfadengestützten Interviews (davon vier Gespräche mit Integrationsbeauftragten bzw. in der Spätaussiedlerbetreuung engagierten Akteuren, die aber jeweils selbst auch Aussiedler sind) in Germersheim, Hochspeyer, Enkenbach und Kaiserslautern. Die befragten Personen waren – mit einer Ausnahme – allesamt Aussiedler/Spätaussiedler mit mehr als 15 Jahren Aufenthalt in der Bundesrepublik zum Zeitpunkt des Interviews. Aus der quantitativen Befragung wurden 172 Fälle in die weitere Untersuchung mit einbezogen, da in 16 Fällen die Frage nach dem Alter offenblieb, dieses Merkmal aber bei der Auswertung einen wichtigen Faktor darstellte (Köppen/Müller 2012).

Zum Zeitpunkt der ersten Erhebung war das „Merkmal“ Aussiedler/Spätaussiedler in der amtlichen Statistik (einschl. Mikrozensus) nicht erfasst. Demnach war auch die exakte Grundgesamtheit der hier im Fokus der Betrachtung stehenden Personen (Aussiedler und Spätaussiedler aus der ehemaligen UdSSR mit Wohnsitz in Rheinland-Pfalz) unbekannt bzw. nicht zuverlässig ermittelbar. Die diskutierten Erkenntnisse sind demnach entsprechend vorsichtig zu behandeln, wenngleich sich – insbesondere durch den Gleichklang mit ähnlichen Untersuchungen (z. B. Göler/Lautenbacher 2010) – durchaus ein verlässlicher Trend ablesen lässt.

In Rheinland-Pfalz wird von etwa 120.000 Aussiedlern mit regionalen Ansiedlungsschwerpunkten in Andernach, im Rhein-Hunsrück-Kreis, im Westerwaldkreis, in den Kreisen Bitburg-Prüm, Daun, Kusel und Kirchheim-Bolandern sowie in den Städten Kaiserslautern, Speyer und Germersheim ausgegangen (vgl. etwa Landesjugendausschuss des Landes Rheinland-Pfalz vom 28.10.2002).

Die befragten Probanden wurden in einem bewussten Auswahlverfahren über soziale Netzwerke und von dort per Schneeball-Verfahren gewonnen. Da die Aussiedler relativ gleichartige Voraussetzungen zur Integration hatten sowie ähnliche biographische Hin-

tergründe aufweisen – wie etwa das Herkunftsland, Gründe für das Verlassen der Heimat, Deutschkenntnisse und demographische wie ökonomische Merkmale (Noyes 2004: 29) – wurde zunächst davon ausgegangen, dass Unterschiede im Integrationsverlauf und in der Identitätsbildung in Deutschland stark generationsabhängig sind und in etwas geringerem Maße durch die unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und biographischen Hintergründe der Zuwanderer bedingt werden (zumal bei Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion). Somit wurde das Hauptaugenmerk auf mögliche Unterschiede des Identitätskonstrukts zwischen verschiedenen Generationen gelegt.

In Anlehnung an das handlungstheoretische Identitätskonzept lässt sich die Migration der Aussiedler als eine Krise einschätzen, die eine Umstellung gewohnter Handlungsvektoren erzwingt. Demnach wäre zu vermuten, dass es älteren Generationen, die über ein breites Spektrum an geprüften Handlungsvektoren verfügen, schwerer gefallen sein dürfte, sich in der Aufnahmegesellschaft einzufinden und sich letztendlich mit ihr zu identifizieren als jüngeren Migranten, insbesondere Kindern und Kleinkindern (Köppen/Müller 2012). Je weniger Handlungsvektoren sowjetischer/postsowjetischer Prägung vorhanden waren und je mehr Handlungen bereits am neuen Wohnort ausgetestet wurden, desto leichter und selbstverständlicher müsste die Identifikation mit der neuen (ethnischen) Umgebung sein.

Sicherlich kann die oben skizzierte Herangehensweise nur grobe Anhaltspunkte liefern, da die Voraussetzungen insgesamt deutlich komplexer sind und Integration zudem nicht allein eine Frage von Anpassung und Integrationswillen der Zugewanderten ist. Externalitäten, wie Ausgrenzung und Ablehnung der Aufnahmegesellschaft, spielen hier eine sehr wichtige Rolle. Auch sagt die grundsätzliche Fähigkeit zur schnellen Annahme neuer Skripts sicherlich nicht zwingend etwas über die tatsächliche Integration aus.

Während die Leitfadeninterviews generell die Selbst- bzw. Fremdeinschätzung bezüglich der Integration sowie Sprachfertigkeit und berufliche Situation erfassten, stellte der Vergleich verschiedener Altersgruppen in der standardisierten Befragung ein zentrales Element dar (Köppen/Müller 2012). Hierzu wurden vier Altersgruppen gebildet. Die jüngste Kohorte setzt sich aus Personen zusammen, die im Kindesalter (0 bis 13 Jahre) mit ihren Eltern ausgesiedelt sind. Eine weitere Gruppe bilden diejenigen, die zum Zeitpunkt der Abwanderung Jugendliche im Alter von 14 bis 18 Jahren waren. Die Elterngeneration dieser Kinder und Jugendlichen wird in eine Alterskohorte von 19 bis 45 Jahren zum Zeitpunkt der Ausreise zusammengefasst. Die Altersgrenze 45 wurde gewählt, da davon ausgegangen werden kann, dass diejenigen Personen, die bei der Ausreise (im Zeitraum 1989 bis 2000) maximal 45 Jahre alt waren, frühestens 1945, also zu Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit geboren wurden. Die letzte Gruppe bilden demzufolge diejenigen Aussiedler, die im Alter von 46 Jahren und älter ausgewandert sind und somit wiederum im Prinzip die Elterngeneration der vorher beschriebenen Altersgruppe darstellt.

4 Ausgewählte Ergebnisse

Zur Erfassung der bewussten, vordergründigen Identifikation mit einer national definierten Gruppe wurden die Probanden befragt, ob sie sich eher als Deutsche, Russlanddeutsche und Russen empfinden oder keinem dieser Völker zugehörig fühlen. Es zeigte sich, dass sowohl in der qualitativen als auch in der standardisierten Befragung annähernd die Hälfte angab, sich als „russlanddeutsch“ zu empfinden. Bemerkenswert bei der ersten Untersuchung war wiederum, dass sich auch die jüngsten Befragten mehrheitlich als Russlanddeutsche bezeichnen würden, ein Drittel als Deutsche sowie (immerhin) zehn

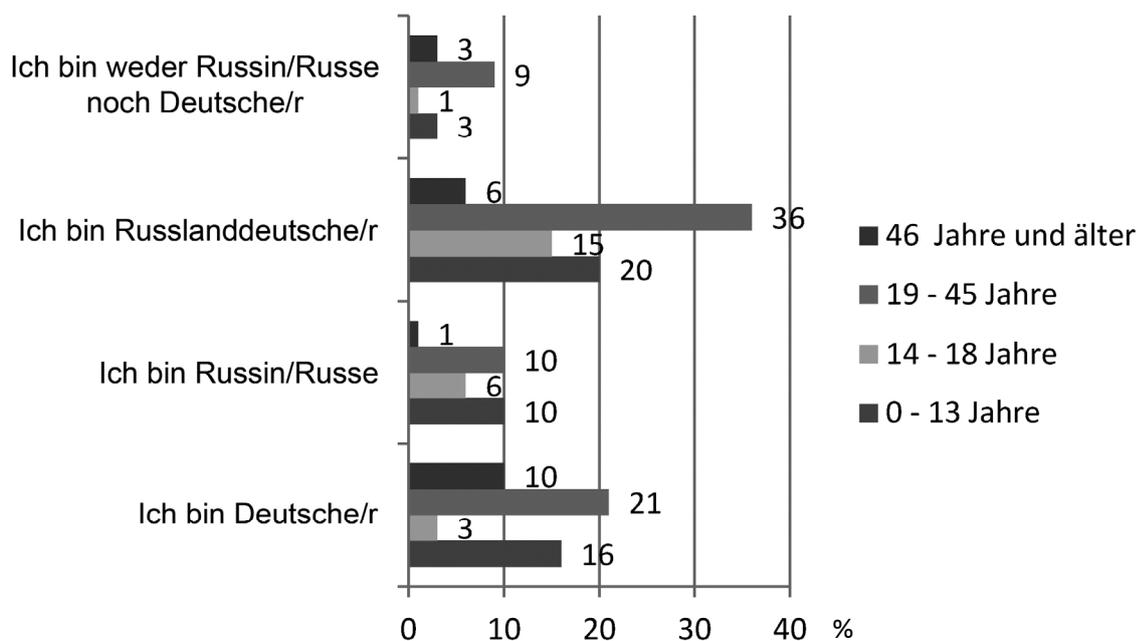
■ Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern

Befragte als russisch (Abb. 1). Dies stünde der Hypothese einer besonders schnellen Assimilation insbesondere der jüngeren Generation entgegen. Auch in den mittleren Alterskohorten dominiert hier die russlanddeutsche Selbstzuschreibung, während nur die älteste Generation die deutsche Identität in den Vordergrund stellt.

Diese Tendenz bestätigte sich auch in den qualitativen Befragungen, allerdings mit dem Unterschied, dass sich dort die jeweils jüngsten und ältesten Familienmitglieder häufiger als „deutsch“ bezeichneten.

Mit Blick auf die jüngste Aussiedlergruppe, die sich entgegen der Erwartung nicht immer als „deutsch“ einordnet – bzw. weniger eindeutig, als vermutet –, ist eine genauere Betrachtung interessant. So stellte sich heraus, dass selbst diejenigen Befragten, die zum Zeitpunkt der Aussiedlung im Vorschulalter und jünger waren (0 bis 7 Jahre), sich zu etwa gleichen Teilen als entweder russlanddeutsch (39%), deutsch (38%) oder russisch (23%) bezeichnen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Göler und Lautenbacher (2010: 45), die anmerken, dass sich die von ihnen in Leitfadeninterviews befragten jugendlichen Aussiedler in Bamberg entweder als Deutsche, Russen oder als Mischform, jedoch nie als Spätaussiedler bezeichneten.

Abb. 1: Selbstidentifikation der Befragten – Fragebogen



Quelle: Eigene Darstellung nach Köppen/Müller 2012: 129

Es bliebe zu vermuten, dass sich ein nennenswerter Teil derjenigen, die eigentlich im Kleinkindalter ausgesiedelt sind, vor allem deshalb zum „Russischsein“ bekennt, weil die ethnische Identität im familiären Alltag geprägt wird; so etwa schon beim Spracherwerb gemäß der Logik: „Ich kann Russisch, also bin ich Russin/Russe“. Es erscheint lohnenswert, in einer Folgestudie mit höheren Fallzahlen zu untersuchen, inwiefern eine belastbare Korrelation zwischen Selbstidentifikation der Eltern und Kindergeneration in einem Haushalt besteht.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass eine geteilte ethnische Selbstwahrnehmung, welche mit „russlanddeutsch“ sehr allgemein die empfundene Zwitterstellung zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft beschreibt, zehn bis fünfzehn Jahre nach der Auswanderung eigentlich nicht wirklich überrascht oder gar ungewöhnlich wäre.

Vielmehr zeigt sich, dass fast alle Probandinnen und Probanden der Leitfadeninterviews sich zwar oftmals als „Russlanddeutsche“ bezeichnen bzw. empfinden, allerdings mit dem Hinweis, keinesfalls „Russin/Russe“ zu sein, sondern eben „deutsch“. Die besondere Stellung und spezifische Geschichte wird bewusst reflektiert, als gegeben angenommen und (wenngleich auch mit „Seufzen“ in Bezug auf Diskriminierungserfahrungen) akzeptiert.

Eng an die ethnische Selbstzuschreibung gekoppelt ist die subjektiv empfundene „emotionale“ Bindung an das Herkunftsland und die Bundesrepublik Deutschland. Dabei wäre zu berücksichtigen, dass die Zuwanderung in die Bundesrepublik unter besonderen Voraussetzungen erfolgte, wie bereits einleitend ausführlich erwähnt. So erlaubte der ethnische Status „deutsch“ eine im Vergleich zu anderen Migranten privilegierte Übersiedlung in die Bundesrepublik, während in der Heimat enorme politische, ökonomische und soziale Umbrüche vorstättengingen: Ergo entsprach die Migrationsentscheidung im Einzelfall sicherlich nicht immer vorrangig dem unbedingten Wunsch nach Übersiedlung in die Titularnation, sondern war ganz konkreten Zukunftsängsten und gravierenden Push-Faktoren in der Heimat geschuldet. Ein weiterer Aspekt in Bezug zur emotionalen Verbundenheit mit „alter“ und „neuer“ Heimat ist die Erfahrung der älteren Generation mit jahrzehntelanger Ausgrenzung sowie Ungleichbehandlung bis hin zur Schikane und massiver Unterdrückung in der Sowjetunion.

So bezeichnet sich ein der alten Kohorte zuzurechnender Interviewpartner aus Germersheim, der 1991 übergesiedelt ist, als „[...] anerkannt und integriert! Zu Hause und sehr wohl, hier ist [...] Heimat, alle Verwandten sind hier und [meine] Kinder sind hier geboren“ (Interview 4, Mann, Germersheim). Im Interview wird dabei explizit auf negative Erfahrungen in der Sowjetunion Bezug genommen, etwa, dass es ihm wehtat in der alten Heimat als ethnischer Deutscher nicht akzeptiert gewesen zu sein und dass die – für die deutsche Minderheit sehr wichtige – Religionsausübung nur versteckt erfolgen konnte (so verweist er auf seine geheime Taufe). Mit der Übersiedlung in die Bundesrepublik, dies wird im Gespräch betont, war ein ganz expliziter Wille zur Integration verbunden, was insofern auch dadurch begünstigt wurde, dass sein Berufsabschluss bzw. Studium anerkannt wurde, wenngleich er keine Beschäftigung auf ähnlich hohem Niveau wie vorher fand. Als positiv wird von ihm auch das Beispiel einer Cousine genannt, der als Ärztin ein sechsmonatiges Praktikum auferlegt wurde, sie danach aber in ihrem alten Beruf arbeiten konnte.

Die quantitative Untersuchung wiederum ergab, dass sich ein Drittel der Befragten sowohl mit der Bundesrepublik Deutschland als auch mit dem Herkunftsland sehr eng bis weitestgehend verbunden fühlen (Tab. 1). Mehr als die Hälfte allerdings nannte in diesem Zusammenhang nur ein Land. Genau ein Drittel der Befragten bezog sich hierbei auf die Bundesrepublik Deutschland, während sich knapp 20 Prozent als mit dem Herkunftsland verbunden bezeichneten. Die meisten Befragten fühlen sich letztlich mehreren kulturellen Räumen zugehörig, bekennen sich dabei jedoch zu keinem spezifischen Staat oder Land besonders.

Dies ergeben auch die Intensivinterviews, wobei dort die gesamte Einschätzung etwas positiver ausfällt als in der standardisierten Befragung. Hier bliebe zu hinterfragen inwiefern die Probanden gegenüber einem deutschen Interviewer tendenziell eine sozial er-

■ **Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern**

wünschte Antwort gegeben haben, anstatt die tatsächliche (ggf. kritischere) persönliche Einstellung zu offenbaren. Andererseits handelte es sich bei diesen Befragten ausnahmslos um Personen, die in den frühen neunziger Jahren zugewandert waren und in der Regel betonten, die deutsche Kultur auch in der Sowjetunion gepflegt zu haben. Auch besitzen Religion wie Arbeit (so wird betont, dass alle erwachsenen Familienmitglieder arbeiten) einen ausgesprochen hohen Stellenwert.

Tab. 1: Emotionale Verbundenheit der Befragten mit BRD und dem Herkunftsland

Verbundenheit mit Herkunftsland / Verbundenheit mit BRD	sehr eng verbunden	weitestgehend verbunden	nicht sehr verbunden	überhaupt nicht verbunden	gesamt
sehr eng verbunden	2 (1%)	6 (4%)	8 (5%)	8 (5%)	24 (14%)
weitestgehend verbunden	12 (7%)	39 (23%)	35 (21%)	6 (4%)	92 (54%)
nicht sehr verbunden	4 (2%)	22 (13%)	17 (10%)	1 (1%)	44 (26%)
überhaupt nicht verbunden	5 (3%)	2 (1%)	2 (1%)	0	9 (5%)
gesamt	23 (14%)	69 (41%)	62 (37%)	15 (9%)	169 (100%)

Quelle: Eigene Darstellung nach Köppen/Müller 2012: 129

Ungeachtet der formalen Regelung, dass die Hürden für den Zuzug von Aussiedlern und deren Familienangehörigen eigentlich sukzessive angehoben wurden (insbes. Nachweis von soliden Sprachkenntnissen, die über das Niveau von Kursen hinausgehen), betonte eine Befragte aus Germersheim, dass Integrationsprobleme eher auf später zugewanderte Personen zutreffen würden. Diese seien eher russisch denn deutsch: „Vor 30 Jahren waren es Deutsche, heutzutage eher Russen“ (Interview 5, Frau, Germersheim). Interessant ist, dass diese Probandin ihre eigene Integration zu Beginn des Interviews zunächst als „Naja, es ist so lala“ bezeichnet und auch auf ihren russischen Akzent als eine Art „Akzeptanzhindernis“ als „echte“ Deutsche vonseiten der Mehrheitsgesellschaft hinweist, um im weiteren Verlauf aber ein (durchaus glaubhaftes) Bild sehr gelungener Integration der gesamten Familie zu vermitteln.

Die Integrationsprobleme werden letztlich durchgehend den später ausgesiedelten Migranten sowie nicht-ethnisch deutschen, mitgereisten Familienangehörigen zugeschrieben. Auch wird auf die hohe Bedeutung des Integrationswillens und insbesondere der Arbeit/des Arbeitsplatzes als zentraler „Integrationsmaschine“ hingewiesen. „Das ist

eben so, damit müssen wir leben. Wir haben eine gute Arbeitsstelle und sind mit dem zufrieden, was wir haben und wie es uns geht. Natürlich gibt es auch welche, die nicht arbeiten oder Deutsch lernen wollen, aber die gibt es leider überall. [...] Man muss sich integrieren!“ (Interview 2, Mann, Hochspeyer). Sprache und deutsche Freunde bzw. Kollegen werden wiederholt als Schlüsselemente benannt. Denjenigen, denen es auf diesem Feld nicht gelingt sich zu etablieren, droht demnach zwangsläufig Ausgrenzung und Misserfolg: „Sie können [...] kaum Deutsch sprechen, weil sie es nie richtig lernen, werden somit verspottet oder beschimpft und haben zudem keine rosige Aussicht auf eine schöne Zukunft mit einer guten Arbeitsstelle. Es fehlt hier beispielsweise der soziale Halt durch deutsche Freunde. Im schlimmsten Fall geraten sie auf die schiefe Bahn, werden kriminell, finden keine Arbeit und werden somit schnell zum sozialen Fall und sind auf Sozialhilfe angewiesen“ (Interview 9, Frau, Germersheim).

Auf die Problematik einer ablehnenden Aufnahmegesellschaft weist ein Befragter aus Hochspeyer hin: „Wir fühlen uns hier heimisch, können uns es nicht mehr anders vorstellen und fühlen uns nicht fremd; aber die Familie hat oft das Gefühl, dass man eher unerwünscht hier ist und [...] Vorurteile gegen sie hat.“ (Interview 2, Mann, Hochspeyer). An dieser Stelle merkt der Befragte an, dass sie – im Gegensatz zu ihren Kindern – auch leicht als Aussiedler zu identifizieren seien, da sie einen markanten russischen Akzent hätten. Diese Aussage wurde getätigt, obwohl sich die Familie insgesamt als gut integriert einschätzt und explizit betont, viele deutsche Freunde zu haben. Die Erfahrung mangelnder Akzeptanz oder latenter Diskriminierung tritt auch in weiteren Interviews zutage. Im Grundtenor wird diese Situation meist als unerfreulich, aber eigentlich irrelevant abgetan. So irrelevant kann es aber nicht sein, wenn sechs von neun Interviewpartner unabhängig voneinander auf das „Problem“ ihres russischen Akzents hinweisen oder sehr verletzend Alltagserfahrungen schildern. „Wir gingen damals in einen Schulbuchladen und wollten die Schulbücher für das Gymnasium abholen. Wir fragten, ob für uns die Schulbücher schon da wären und bekamen direkt von der Verkäuferin zur Antwort, dass die Bücher für die Hauptschule gekommen sind. Daraufhin sagte ich, dass dies schön sei, aber wir Bücher für das Gymnasium abholen wollten. Naja, so ist das eben manchmal noch mit solchen Vorurteilen, damit müssen wir eben leben“ (Interview 2, Mann, Hochspeyer).

Die Sprache ist nicht nur im offiziellen Diskurs ein besonders wichtiges Element, sondern auch bei den reflektierten Betroffenen selbst, weshalb die Bedeutung der Sprachbeherrschung stets betont wird und andererseits – wie bereits beschrieben – der eigene, nur sehr schwer abzulegende slawische Akzent als großes Manko gilt und als Akzeptanzhindernis empfunden wird. „Es gibt noch einige Situationen, wo man sich fremd fühlt. Es ist schade, dass einem auch immer Vorurteile entgegengebracht werden wie zum Beispiel: Wir können kein Deutsch! Aber wir können es! Nach Russland möchten wir aber nicht mehr zurück“ (Interview 7, Frau, Germersheim).

Die Erfahrung von Ausgrenzung sowohl im Herkunftsland als auch in der Bundesrepublik ist ein bekanntes Problem, das in den qualitativen Interviews deutlich artikuliert wird. So wurde die bereits erwähnte Diskriminierung der deutschen Minderheit in der Sowjetunion sehr oft thematisiert, wenngleich der Interviewleitfaden gar keine explizite Frage dazu enthielt. Neben persönlichen Erfahrungen, wie beispielsweise die Zuteilung in eine sog. „Faschistenklasse“, die der Interviewpartner 2 aus Hochspeyer als etwa 10-Jähriger erleben musste, wird insbesondere das Leid der Eltern oder von „Opa oder Oma“ (welche die Ausreise deshalb trotz zum Teil fortgeschrittenem Alter und aller Beschwerden im deutschen Alltag als großes Glück empfinden) reflektiert. Selbst eine

Probandin, die im Alter von drei Jahren mit ihren Eltern in die Bundesrepublik gekommen ist, trifft die Aussage: „Wir waren in Russland nie in die Gesellschaft integriert und wurden auch oft aus der Gemeinschaft ausgeschlossen oder sogar im schlimmsten Fall beschimpft. Daraufhin wollten wir nur noch zurück in unser Heimatland Deutschland“ (Interview 6, Germersheim).

Nach ihrer emotionalen Verbundenheit mit dem Herkunftsland und der Bundesrepublik im allgemeinen Sinne gefragt, betonen viele der Befragten, eine „doppelte Heimat“ zu haben – etwa ein Drittel in der quantitativen Umfrage – während ein weiteres Drittel Deutschland als Heimat betrachtet und der Rest entweder angibt, keinen Staat zu haben, den sie als Heimat bezeichnen würden, oder ihr Herkunftsland als Heimat benennen.

Als sehr aufschlussreich hat sich ein freier Kommentar in einem Fragebogen der standardisierten Befragung ergeben, der die Verwendung des Begriffs „Heimat“ als Synonym für „Herkunftsland“ im vorgelegten Fragebogen (zu Recht) kritisch hinterfragt. Hier zeigte sich bei der Auswertung, dass bei der Erhebung eine präziser formulierte Frage nach Heimat und Heimatgefühl der Aussiedler sinnvoll und interessant gewesen wäre, zumal der Heimatbegriff emotionale Beziehungen zu einem spezifischen Raumabschnitt wiedergibt (Meyer 2005: 21). Dies ist insofern bedeutend, als der russische Heimatbegriff „Родина“ (Rodina = Heimat und Mutterland/Vaterland) eine sehr viel stärkere emotionale Komponente als die Entsprechung „Heimat“ im Deutschen enthält. Es erscheint lohnenswert, diese Thematik in einer Folgestudie gezielt aufzugreifen.

In Bezug auf die mit der „alten Heimat“ stärker verbundene Gruppe wäre genauer zu untersuchen, welcher Art die emotionale Bindung ist und welches Heimatbild individuell konstruiert wird. Letzteres dürfte stark an einen Raum und eine Umwelt gebunden sein, die es so, wie sie verlassen wurden, auf Grund gravierender politischer, ökonomischen und sozialer Veränderungen dort längst nicht mehr gibt. Diese Heimat wäre demnach eine fiktive Heimat in der Erinnerung, deren Hauptcharakteristika zu erfahren sehr aufschlussreich sein könnte. So konstatieren Göler und Lautenbacher (2010) für jugendliche Spätaussiedler ein zwar grundsätzlich sehr differenziertes Bild von Deutschland und der alten Heimat, wobei aber meist ein – aus Kindheitserinnerungen und durch Erzählungen der Eltern gespeistes – idealisiertes Bild des Herkunftslandes dominiert.

Diese Situation ist den Aussiedlern durchaus bewusst, wie sich in einem der Interviews zeigt. So merkt die Befragte an, dass „Russland Vergangenheit ist. Hört man ein Lied auf Russisch, so wird man auch mal nostalgisch. So wird sich auch ein Deutscher fühlen, wenn er etwas aus der Vergangenheit wiedererlebt. So freut man sich auch beispielsweise als Eltern, wenn sein Kind dieselben Interessen zeigt wie man selbst früher. Russische Volkstänze zum Beispiel“ (Interview 8, Frau, Germersheim). Bemerkenswert an diesem Interview ist auch, dass die Probandin einerseits (unbewusst?) ganz offensichtlich zwischen ihrer Gruppe und den Deutschen „an sich“ differenziert und andererseits betont, dass in ihrer Familie die deutsche Sprache und Kultur besonders gepflegt würden. An dieser Stelle sei erneut darauf hingewiesen, dass es in der Gesamtschau nicht immer ganz eindeutig ist, inwiefern diese Betonung der Pflege deutscher Kultur nicht zu einem gewissen Teil der Interviewsituation mit einem Vertreter der „lupenreinen“ deutschen Mehrheitsgesellschaft geschuldet ist.

Als weiterer möglicher Hinweis auf eine mehr oder weniger starke Bindung an das Herkunftsland wurden Mediennutzung sowie die Inanspruchnahme spezieller, „russischer“, Dienstleistungen betrachtet. Sie können ebenfalls eine mehr oder weniger starke

Bindung an das Herkunftsland aufdecken. In beiden Untersuchungen zeigte sich, dass fast allen Befragten solche Angebote in Anspruch nahmen; selbst wenn dies teilweise wenig präzise artikuliert wurde.

Ein „klassisches“ Beispiel sind sicherlich spezialisierte, „russische“ Lebensmittelläden. Auch größere Einzelhandelsketten haben längst die potenzielle Nachfrage dieser großen Bevölkerungsgruppe erkannt und bieten entsprechende Produkte an. Aber auch „Aussiedler- bzw. Russendiskotheken“, Friseure, Ärzte oder Reisebüros fokussieren auf diese Zielgruppe. Dass dabei Diskotheken eher von Jüngeren frequentiert werden, während Arzt- und Friseurbesuche von mittleren und älteren Altersgruppen öfter genannt wurden, liegt auf der Hand.

Wie bereits erwähnt, sind „russische“ Lebensmittelläden dabei die am häufigsten genutzten Dienstleister. Hier steht der Kauf spezieller Lebensmittel im Vordergrund, wohingegen Gespräche über die alte Heimat, aber auch die Pflege von Heimatgefühl unter Gleichgesinnten bzw. „Das Gefühl, in der alten Heimat zu sein“ nicht zwangsläufig die Hauptmotivation zu sein scheint, russischsprachige Dienstleister in Anspruch zu nehmen bzw. dort einzukaufen. Allerdings war für einige Probanden (ganz erwartungsgemäß) die mangelnde oder schlechte Kenntnis des Deutschen der zentrale Aspekt, russischsprachige Angebote wahrzunehmen (insbesondere Ärzte).

Die Besitzerin eines „russischen Ladens“ in Germersheim kauft selbst in „allen möglichen Supermärkten ein“ und „ab und zu auch mal in russischen Lädchen für Spezialitäten“. Sie merkt an: „Ich habe vor zwei Jahren ein russisches Lädchen eröffnet. Circa 70 Prozent der Kunden sind Deutsche!“ (Interview 7, Frau, Germersheim). Diese Interviewpartnerin weist ebenfalls auf die tatsächliche oder gefühlte Isolation von der Mehrheitsgesellschaft – der sie pro forma eigentlich angehört – hin und schätzt, dass etwa 85 Prozent ihrer Familie sich eher isoliert in Deutschland fühlen würden. Dies führt sie auf insgesamt wenige Kontakte zur heimischen Bevölkerung zurück, aber auch auf segregierte Wohnsituationen. Die Interpretation des „Shopping“ im eigenethnischen Laden als Ausdruck einer nostalgischen Grundhaltung oder gar schlechter Integration wurde von allem Befragten der Intensivgespräche ostentativ zurückgewiesen.

Als durchaus bedeutend zeigt sich die Nutzung russischsprachiger Massenmedien, die in der standardisierten Umfrage von knapp über 40 Prozent der Probanden regelmäßig in Anspruch genommen werden. Hier wurde betont, dass dies nicht zwangsläufig auf mangelnde Deutschkenntnisse zurückzuführen, sondern dem Wunsch nach aktuellen Informationen über das Herkunftsland geschuldet ist, welche in dieser Form und Detailliertheit in den deutschen Medien nicht geboten werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass aus dem kompletten russischsprachigen Angebotsspektrum vor allem die Lebensmittelläden und Massenmedien altersgruppenübergreifend in etwa gleichem Maße in Anspruch genommen werden. Da sowohl Güter als auch Medienkonsum eine identitätsprägende Wirkung aufweisen, kann trotz anderslautender Beteuerungen durchaus auf eine gewisse Persistenz „russischer“ Identität bei allen Aussiedlergenerationen geschlossen werden. Alleine durch das Konsumverhalten – unabhängig von der Selbstidentifikation – trotz jahrelangem Aufenthalt in Deutschland, wird de facto ein Stück „russisch“ konnotierter Gewohnheiten und somit „russisch“ geprägter Identität zum Ausdruck gebracht.

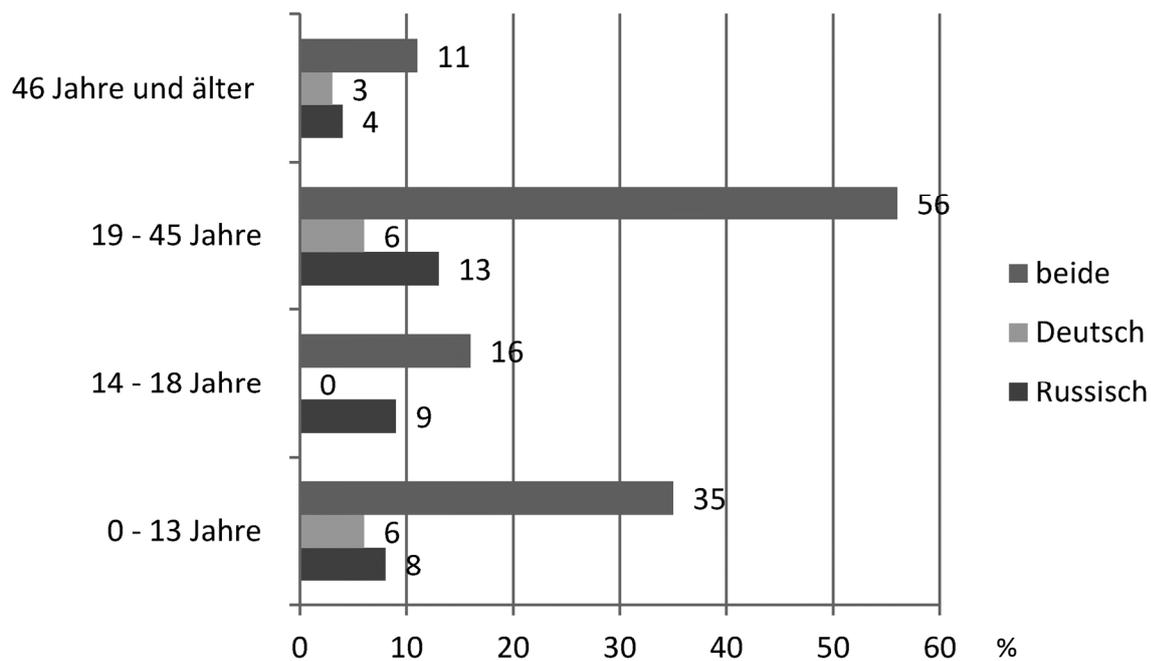
Auch die auf ihr „Deutschsein“ sehr bedachten Probanden der Intensivgespräche erwähnten letztlich stets, dass bei geselligen Anlässen, Essen und Trinken meist „russische“ Elemente – einschließlich Musik und Tanz – dominieren bzw. bewusst gepflegt würden.

■ Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern

Die deutsche Alternative ist im Vergleich eben eher modest. So erwähnt eine Probandin, dass religiöse Feiertage wie in Deutschland gefeiert würden, Hochzeiten wie in Russland als große Feste in angemieteten Hallen mit russischen „Zeremonien“ (Tanz, Musik, Geselligkeit). „Wir feiern die Feste in großem Stil, da ich ungefähr 60 Cousins und Cousinen hier in Deutschland habe“ (Interview 9, Frau, Germersheim). In diesem Kontext könnte vielleicht sogar von der Herausbildung einer aussiedlerspezifischen Kultur gesprochen werden, die positive und sinnvolle Elemente mehrerer Gesellschaften integriert. „Die Beziehungen mit allen Verwandten werden erhalten; es wird immer gemeinsam gefeiert und getrauert; wird viel gesungen und getanzt. Viele Generationen wohnen zusammen, statt ins Altersheim zu gehen“ (Interview 4, Mann, Germersheim).

Mindestens ausreichende Sprachkenntnisse des Deutschen als elementare Grundlage erfolgreicher sozialer wie beruflicher Integration wurden bereits mehrmals erwähnt. Spracherwerb und Praxis sind selbstverständlich von höchster Bedeutung. Dass nicht nur die Interviewpartner der qualitativen Studie, sondern auch annähernd alle Probanden (97%) der standardisierten Befragung angaben, über gute bis ausreichende Deutschkenntnisse zu verfügen (Abb. 2), ist sicherlich positiv, sollte aber auch nicht erstaunen. Denn deren Nachweis ist eine Voraussetzung für die Anerkennung als Aussiedler. Wichtiger ist es zu betrachten, welchen Stellenwert das Deutsche im Alltag tatsächlich hat.

Abb. 2: Sprachen, die von Probanden zu Hause gesprochen werden



Quelle: Eigene Darstellung nach Köppen/Müller 2012: 133

Es zeigt sich, dass im familiären Umfeld vom überwiegenden Teil der Befragten Russisch oder beide Sprachen gesprochen werden, wobei der Anteil des Russischen in der Regel gemäß quantitativer Umfrage größer ist. Seltener wird ausschließlich Deutsch verwendet. Fast entgegengesetzt verhält es sich bei den Intensivinterviews. Mit einer Ausnahme (diese Probandin war als Kleinkind ausgesiedelt) wurde von einem „Mix“ bzw. „Mischmasch“ mit Dominanz des Deutschen im Alltag berichtet (wobei hiermit der situationsabhängige Gebrauch von Deutsch oder Russisch gemeint ist). Die Betonung des Deutschen als „Hauptsprache“ entspricht freilich der vermeintlich erwünschten Praxis

aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft und demonstriert zudem nicht nur Integrations-, sondern sogar Assimilationswillen. Mehrere Probanden benennen die Dimensionen „Innen“ und „Außen“. „Wir sprechen in der Öffentlichkeit Deutsch, auch wenn die Sprachkenntnisse nicht so gut sind. Die erste Generation spricht zu Hause russisch, wenn die Familie zusammenkommt, meist aber einen Mix. Die zweite Generation spricht zu Hause Deutsch“ (Interview 1, Mann, Enkenbach).

Immer wieder werden die Vorteile von Zweisprachigkeit genannt: „Wir legen viel Wert auf die Zweisprachigkeit. So kann man sich auch leichter verständigen, wenn im Beruf russischsprachige Personen kommen, die das Deutsche nicht verstehen“ (Interview 9, Frau Germersheim). Als Ideal gilt die jeweils perfekte, akzentfreie Beherrschung beider Sprachen; eine Fähigkeit, die potenziell der Generation der Kinder zugeschrieben wird. Wenn es perfekt zweisprachige (meist jüngere) Familienmitglieder gibt, werden diese mit Stolz in den Gesprächen erwähnt.

Eine latente Furcht vor nicht näher artikulierten möglichen Gefahren durch den „schlampigen“ Umgang mit Sprache klingt in vielen Interviews durch. „[Meine] ukrainische Frau, sie würde gerne mehr russisch sprechen, Tochter spricht nur Deutsch. Ich will Mix vermeiden, wir reden entweder auf Deutsch oder auf Russisch! Aber viele reden den Mix“ (Interview 3, Mann, Germersheim).

Die deutsche Sprache ist also auch nach vielen Jahren in Deutschland nicht das primäre Kommunikationsmedium in vielen Aussiedlerfamilien. Eine ausgeprägte Zweisprachigkeit bestimmt demnach den Alltag. Dies belegen auch Göler und Lautenbacher (2010) in Hinblick auf jugendliche Spätaussiedler in Bamberg.

Diese Feststellung als mangelnde Fähigkeit oder Willen zur Integration zu interpretieren, würde der Komplexität des Sachverhalts nicht gerecht werden. Vielmehr stellt sie eine Ressource und Besonderheit eines Individuums dar, welche die Möglichkeit bietet, sich als Teil zweier Kulturen zu begreifen (vgl. z.B. Gogolin 2003: 69). Und auch eine etwaige Zerrissenheit der Identität durch Mehrsprachigkeit ist keine zwingende Entwicklung, wenn dies überhaupt eine nachweisbare bzw. tatsächliche Folge sein kann. Das Festhalten an der russischen Sprache beziehungsweise ihr gezielter, situationsabhängiger Einsatz ist darüber hinaus sinnvoll, wenn ihre Spezifika berücksichtigt werden: So bietet Russisch im Vergleich zum Deutschen eine viel breitere Palette an Ausdrucksmöglichkeiten für Gefühlsschattierungen, weshalb Aussiedler vor allem im emotionalen Bereich immer wieder auf das Russische zurückgreifen (Kossolapow zit. n. Frik 2005: 148).

Wenngleich der überwiegende Teil der Befragten über gute Deutschkenntnisse verfügt, ist dennoch die Bindung an die russische Sprache bei allen Generationen sehr stark ausgeprägt, was letztendlich auf eine bikulturelle Orientierung hinweist.

Allerdings war durch die gewählte Befragungsmethode nicht feststellbar, wie gut die Deutschkenntnisse der Probanden tatsächlich sind (und inwiefern insbesondere die Jüngeren „gutes“ Russisch sprechen). Die enorme Bedeutung der Sprachbeherrschung als „Schlüssel zur Integration“ (Michalowski et al. zit. n. Göler/Lautenbacher 2010) dürfte unbestritten sein und „echte“ Zweisprachigkeit als wertvolle Ressource, wenn geschickt zur Platzierung genutzt, kann greifbare Vorteile bieten. Dass hier aber bei jüngeren Spätaussiedlern de facto Defizite bestehen, lässt sich beispielsweise aus der Bamberger Studie erschließen, in welcher festgestellt wurde, dass die Probanden zwar Russisch im Alltag sprachen und russische Medien konsumierten (Fernsehen), allerdings nicht in der Lage waren, die kyrillische Schrift zu lesen (Göler/Lautenbacher 2010: 46).

5 Fazit

Die Zusammenschau der Befragungsergebnisse beider Studien stützt letztlich die Erkenntnisse, die bereits durch die Auswertung der standardisierten Interviews gewonnen wurden (Köppen/Müller 2012). Die Mehrheit der befragten Aussiedler in Rheinland-Pfalz, mit Ausnahme der ältesten Generation, besitzt eine latent „gemischte“ ethnische Identität. Diese setzt sich erwartungsgemäß aus Elementen russisch/(post-)sowjetischer und deutscher Kultur zusammen. Die vorhandene bikulturelle Kompetenz bietet dabei grundsätzlich die Möglichkeit, sich im Alltag situationsabhängig sowohl für den deutschen als auch den russisch-(post-)sowjetischen Kulturraum typischer Handlungsmuster bzw. Skripts zu bedienen, um optimalen Nutzen zu erzielen. Ein Beispiel hierfür ist sicherlich auch die besondere Betonung des „Deutschtums“ gegenüber dem deutschen Interviewer, wengleich das Gesamtbild der jeweils geführten Gespräche ganz klar auf eine kulturell vielfältigere Alltagspraxis hinweist, welches eher den Interpretationen aus der quantitativen Studie entspricht.

Eine vorrangig deutsche Selbstidentifikation zeigten insbesondere die Befragten der älteren Generation und diejenigen Personen, welche auf eine längere Verweildauer in der Bundesrepublik zurückblicken. Letzteres ist im Prinzip sicher keine überraschende Erkenntnis. Der älteren Generation aber wurden in der Ausgangshypothese aufgrund ihrer sowjetischen Sozialisation und des größtenteils in der Sowjetunion verbrachten Lebens am ehesten Schwierigkeiten mit der Anpassung in Deutschland unterstellt. Hier wiederum bliebe zu bedenken, dass diese Selbstzuschreibung nicht zwangsläufig den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen muss, sondern ein grundsätzliches Statement sein kann, ungeachtet der Frage, wie gut die Integration tatsächlich verläuft oder inwiefern Details im individuellen Alltag russisch-sowjetisch geprägte Handlungsmuster erkennbar sind. So handelt es sich bei diesen Befragten auch um diejenige Generation, welche in der Sowjetunion (zum Teil extreme) Benachteiligung und Diskriminierung als ethnisch-deutsche Bürger erfahren mussten (bis hin zur Deportierung, Tötung und Herabwürdigung deren Elterngeneration im Zuge des zweiten Weltkrieges) und deshalb eine lebenslange emotionale Distanz, zumindest gegenüber dem Staatswesen der alten Heimat, haben könnten. Eine generelle Ablehnung der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten, die in den 1990er Jahren darüber hinaus mit unübersehbaren politischen und ökonomischen Problemen konfrontiert waren, war zudem für viele Aussiedler und Spätaussiedler ein nennenswerter Push-Faktor zur Emigration in die Bundesrepublik Deutschland. Letztlich dürfte die Betonung der Familie als (einzig) zuverlässiger, unbedingt gepflegter Verband auch eine Strategie der Selbstvergewisserung und der Absicherung in einer latent schwierigen, unberechenbaren und bisweilen ablehnenden (bzw. so empfundenen) Umwelt sein.

Eine Anfang der 1990er Jahre im Vorfeld der starken Zuwanderung von Spätaussiedlern bisweilen geäußerte Annahme, dass diese schon nach wenigen Jahren in die deutsche Gesellschaft integriert sein würden, hat sich nicht bestätigt. Vielmehr kristallisiert sich eine hybride Identität als charakteristisch heraus. Die meisten Aussiedler sind in den seltensten Fällen assimiliert. Sie scheinen aber deutlich besser – und vor allem viel schneller – integriert zu sein als Angehörige anderer bedeutender Migrantengruppen, insbesondere der Türken, wenn man den Ausführungen des Berliner Instituts für Bevölkerung und Entwicklung folgt, welche die deutschen (Spät-)Aussiedler als integrationsfreudige Herkunftsgruppe klassifizieren (Woellert/Kröhnert/Sippel/et al. 2009).

Dass die hybride Identität auch bei Teilen der jüngeren Aussiedlergeneration häufig nachweisbar und stabil zu sein scheint, ist zunächst erstaunlich, da diese Probanden zum Zeitpunkt der Emigration im Kindes- oder Kleinkindalter waren und demnach die außerfamiliäre Sozialisation in der Bundesrepublik Deutschland stattfand, was Integration oder gar Assimilation eigentlich begünstigen sollte. Tatsächlich aber deckt sich die Beobachtung der betonten „Andersartigkeit“ mit den Erkenntnissen mehrerer Studien zur Integration jugendlicher Aussiedler, in welchen neben genereller Aus- wie Abgrenzung (Göler/Lautenbacher 2010; Vogelgesang 2008) meist auf soziale Isolation und nennenswerte Probleme beim Einstieg in den Arbeitsmarkt (Strobl/Kühnel 2000) hingewiesen wird.

Andererseits zeigen sich klare Parallelen zu Annahmen bezüglich kultureller Orientierung jugendlicher Spätaussiedler aus Russland zum Zeitpunkt der Abwanderung. So waren diese vor der Ausreise im Lebensumfeld ihrer Herkunftsländer im Allgemeinen integriert. „Von der deutschen und russischen Kultur sehen sich viele in gleicher Weise beeinflusst, wie 45 Prozent einer Stichprobe Jugendlicher anlässlich einer Befragung der Universität Nowosibirsk betonten. 26 Prozent sahen sich hauptsächlich durch die deutsche Kultur beeinflusst, 20 Prozent hauptsächlich durch die russische Kultur. 35 Prozent erachteten ihre kulturellen Besonderheiten auch nach der Ausreise für bewahrenswert. 46 Prozent stimmten dem teilweise zu“ (Heinen 2000: 41).

„Die schnelle Erteilung der deutschen Staatsbürgerschaft und Integrationsprogramme helfen sicherlich enorm beim ersten Zurechtfinden in der deutschen Gesellschaft, bewirken per se aber natürlich kaum die Eigenwahrnehmung als „Deutsch“, zumal diese Anerkennung seitens der Mehrheitsgesellschaft meist verweigert wird. Somit besteht bei der jüngeren Aussiedlergeneration (noch?) eine gewisse Parallele zur ebenfalls latent hybriden Selbstwahrnehmung junger Ausländer – wie etwa Türken – in Deutschland, welche im Gegensatz zu ethnisch deutschen Zuwanderern zwar keine deutsche Staatsbürgerschaft haben, allerdings in Deutschland geboren und sozialisiert wurden. Zwar sind sie in der deutschen Gesellschaft aufgewachsen und sind mit deren Normen und Werten durchaus vertraut, weisen jedoch häufig eine gespaltene Identität auf, die zum Teil auf den starken Einfluss der Familie und die durch sie vermittelte Traditionen und Werte zurückgeführt werden sowie auf die Tatsache, dass Seitens der deutschen Politik und Gesellschaft eine als ablehnend empfundene Haltung besteht“ (Köppen/Müller 2012: 136).

Hier besteht auch der Ansatzpunkt für Raum-, Sozial- und Quartiersplanung. Aussiedler sind letztlich als Migrantengruppe mit einem sehr stark ausgeprägten „aktiven Integrationswillen“ anzusehen (siehe auch Dörries 2014). Die positive Anerkennung dieser Bemühungen wie auch Kenntnis und Respekt der spezifischen Geschichte und kulturellen Besonderheiten besitzen einen hohen Stellenwert. Nicht minder bedeutsam scheint ein gewisser Wunsch nach Unauffälligkeit zu sein, was quasi zwangsläufig an den erwähnten Integrationswillen gebunden ist. Nichtsdestotrotz bestehen auch hier die für Migranten typischen Schwierigkeiten und Probleme in der Mehrheitsgesellschaft. Allerdings ist es leicht möglich, dass die spezifischen Bedürfnisse und Herausforderungen der Aussiedler nicht immer angemessen erkannt werden, da einerseits – aufgrund der bereits erklärten Sonderstellung als ethnische Deutsche – die Existenz migrations- und integrationsbedingter Problemlagen sozusagen per Definition negiert werden sowie andererseits die Neigung der Betroffenen sich zu artikulieren nicht zwangsläufig stark ausgeprägt ist, da Unauffälligkeit und Anerkennung als untrennbar verbunden erachtet werden.

Das „Innen“, welches ganz erhebliche Bedeutung für die Identitätsbildung besitzt, wurde nur am Rande erfasst und nicht näher untersucht. Dies könnte der Ansatz einer Folgestudie sein, welche erörtert, in welchem Maße Familie, sozialer Status und gesellschaftlicher Alltag (einschließlich Praktiken der Ausgrenzung durch die Aufnahmegesellschaft) zur Herausbildung hybrider Identität beitragen. Dass die soziale Distanz zwischen Deutschen und Spätaussiedlern auch eine Folge mehr oder weniger bewusster Abgrenzung und des Rückzugs in die eigenethnische Gruppe ist (selbst lange nach dem Zeitpunkt der Auswanderung), wurde bei den qualitativen Interviews teilweise angesprochen und in bestehenden Studien zur Problematik bereits diskutiert (vgl. auch Göler/Lautenbacher 2010). Sehr interessant wäre es außerdem, genauer zu studieren, ob von einer prototypischen russlanddeutschen Kultur gesprochen werden kann, und zu welchen Anteilen originär (post-)sowjetische, imaginäre Landschaften und Praktiken sowie bundesrepublikanische Prägungen charakteristisch für die heutige russischdeutsche Identität sind.

Ob die hybride Identität ein persistentes Muster der Selbstidentifikation bleibt oder ob sie lediglich die derzeitige Stellung im Integrationsprozess widerspiegelt und sich letztlich auflöst, wird sich zeigen.

Inwiefern die Herausbildung einer „neuen“, aus sowjetischen/post-sowjetischen und bundesdeutschen Erfahrungen sowie Erzählungen und tradierten Handlungsmustern gespeisten, bipolaren (oder gar tripolaren?) kulturellen/ethnischen Identität eine Strategie im Umgang mit Schwierigkeiten oder gar Ablehnung in der bundesdeutschen Gesellschaft darstellt, bietet zusätzliche Ansatzpunkte für weiterführende differenzierte Untersuchungen.

Dass die Beachtung von Bikulturalität oder „Zweiheimischkeit“ als innovative Integrationsstrategie (Badawia 2006) im Sinne einer aktiven Gesellschaftspolitik, welche Mentalitätsprobleme wie Identitätsfragen nicht ausblendet, durchaus lohnenswert ist, dürfte sich als Erkenntnis zunehmend durchsetzen. „Integration ist ein langfristiger, nicht selten generationenübergreifender Sozial- und Kulturprozess, der auf das Hinzutreten neuer Gruppen und vieler anderer Wechselbezüge nicht nur regulativ, sondern auch eigendynamisch antwortet“ (Bade/Oltmer 2004: 136). Vor diesem Hintergrund ist die derzeitig konstatierte hybride Identität der Aussiedler weder überraschend noch bedenklich, sondern auch eine Ressource.

Literatur

- Bade, K.; Oltmer, J. (2004): Normalfall Migration. Bonn.
- Badawia, T. (2006): »Zweiheimisch«, eine innovative Integrationsformel. In: Spohn, C. (Hrsg.): zweiheimisch: Bikulturell leben in Deutschland. Bonn, 181-191.
- Bös, M. (1997): Migration als Problem offener Gesellschaften. Opladen.
- Dörries, B. (2014): Heimatkunde. In: Süddeutsche Zeitung, 10.09.2014, 3.
- Esser, H. (2001): Integration und ethnische Schichtung. Mannheim. = Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung: Arbeitspapiere 40.
- Fawcett, J.-T. (1989): Networks, Linkages and Migration Systems. In: International Migration Review 23 (3), 671-680.
- Frik, O. (2005): Integration zu welchem Preis? In: Datta, A. (Hrsg.): Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion. Frankfurt am Main, 139-152.

- Gogolin, I. (2003): „Das ist doch kein gutes Deutsch“ – Über Vorstellungen von ‚guter‘ Sprache und ihren Einfluss auf Mehrsprachigkeit. In: Florio-Hansen, I. D.; Hu, A. (Hrsg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen, 59-71.
- Göler, D.; Lautenbacher, R. (2010): Halb Deutscher, halb Russe. Integration und Segregation jugendlicher Aussiedler – Eine exemplarische Untersuchung des Bamberger Malerviertels. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft 2010 (57), 31-50.
- Haug, S. (2000): Klassische und neuere Theorien der Migration. Mannheim. = Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung: Arbeitspapiere 30.
- Heinen, U. (2000): Zuwanderung und Integration in der Bundesrepublik Deutschland. In: Informationen zur politischen Bildung 2000 (267), 36-49.
- Hill, P. B.; Schnell, R. (1990): Was ist „Identität“? In: Esser, H.; Friedrichs, J. (Hrsg.): Generation und Identität: theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen, 25-42. = Studien zur Sozialwissenschaft 97.
- Ingenhoven, K. (2003): „Ghetto“ oder gelungene Integration? Untersuchung sozialräumlicher Entwicklungsprozesse in der bedeutendsten Siedlungskonzentration von Aussiedlern aus Rumänien, der Siebenbürger-Sachsen-Siedlung in Wiehl-Drabenderhöhe (NRW). Münster. = Reihe Geographie 13.
- Landesjugendhilfeausschuss Rheinland Pfalz (2002): Integration junger Aussiedlerinnen und Aussiedler. Herausforderung für die Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit. http://www.lsjv.rlp.de/fileadmin/lsvj/downloads/Kinder_Jugend_und_Familie/Landesjugendamt/aussiedler_integration.pdf (22.10.2014).
- Massey, D.-S.; Arango, J.; Hugo, G.; Kouaouci, A.; Pellegrino, A.; Taylor J. E. (1993): Theories of International Migration: A Review and Appraisal. In: Population and Development Review 19 (3), 431-466.
- Meyer, F. (2005): Die Städte der vier Kulturen. Eine Geographie der Zugehörigkeit und Ausgrenzung am Beispiel von Ceuta und Melilla (Spanien/Nordafrika). Stuttgart. = Erdkundliches Wissen. Schriftenreihe für Forschung und Praxis (EW) 139.
- Köppen, B.; Müller, M. (2012): Russisch? Deutsch? Russlanddeutsch? Empirische Erkenntnisse zur Integration und Identität von Spätaussiedlern in Rheinland-Pfalz. In: Köppen, B.; Gans, P.; Milewski, N.; Swiaczny, F. (Hrsg.): Internationalisierung. Die unterschätzte Komponente des demographischen Wandels in Deutschland. Norderstedt, 119-141. = Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Demographie 5.
- Mietzel, G. (1998): Pädagogische Psychologie des Lernens und Lehrens. Göttingen u. a.
- Noyes, N. (2004): Die Integration der Spätaussiedler in den alten und neuen Bundesländern. Ein Vergleich der Städte Garbsen und Strausberg. In: Swiaczny, F.; Haug, S. (Hrsg.): Bevölkerungsgeographische Forschung zur Migration und Integration. Wiesbaden, 27-52. = Materialien zur Bevölkerungswissenschaft 112.
- Portes, A. (1995): Economic Sociology and the Sociology of Immigration. A Conceptual overview. In: Portes, A. (ed.): The Economic Sociology of Immigration: Essays on Networks, Ethnicity and Entrepreneurship. New York, 1-41.
- Pries, L. (1996): Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA. In: Zeitschrift für Soziologie 25 (6), 456-472.
- Pries, L. (1998): „Transmigranten“ als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. In: Soziale Welt 49 (2), 135-150.
- Schneider, J. (2005): Aussiedler. <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/56394/aussiedler> (14.08.2014).
- Schnell, R. (1990): Dimensionen ethnischer Identität. In: Esser, H.; Friedrichs, J. (Hrsg.): Generation und Identität: theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen, 43-72. = Studien zur Sozialwissenschaft 97.

■ Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern

- Strobl, R.; Kühnel, W. (2000): Dazugehörig und ausgegrenzt. Analysen zu Integrationschancen junger Aussiedler. Weinheim/München.
- Vogelgesang, W. (2008): Jugendliche Aussiedler. Weinheim u. a.
- Werner, P. (2012): Integration von Spätaussiedlern in der Westpfalz, unveröffentlichte Abschlussarbeit, Universität Koblenz-Landau.
- Woellert, F.; Kröhnert, S.; Sippel, L.; Klingholz, R. (2009): Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Berlin.
http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Zuwanderung/Integration_RZ_online.pdf (19.08.2014).

Autor

Bernhard Köppen (*1971), Chargé de Recherche am Luxembourg Institute of Socio-Economic Research, Département Développement Urbain et Mobilité, Luxembourg. Bernhard Köppen studierte Geographie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg, Bamberg und Grenoble. Nach maîtrise géographie (Institut de Géographie Alpine, Grenoble) und Diplom (Bamberg) war er wissenschaftlicher Mitarbeiter (Sozial- und Wirtschaftsgeographie) an der TU Chemnitz (dort Promotion im Fach Geographie) sowie Juniorprofessor für Demographieforschung und Anthropogeographie an der Universität Koblenz-Landau. Bernhard Köppen ist apl. Professor an der Universität Koblenz-Landau und Mitglied des wissenschaftlichen Beirates „Demographiep politik“ der Landesregierung Rheinland-Pfalz. Arbeitsschwerpunkte sind angewandt geographische Fragestellungen, das Spannungsfeld Regional- und Stadtentwicklung, Regionalpolitik und Raumplanung, Urbanistik, Bevölkerungsgeographie sowie Fragen grenzüberschreitender Kooperation und Multilevel Territorial Governance.